

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIX.

№ 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun  
1882 bis 1883.

VIII.

Ko. Am 19. August wurde mit großem Gepränge das Fest des Meyrus begangen. Gegen 4 Uhr Nachmittags ergriffen die Männer ihre Waffen, ordneten sich in ihre verschiedenen Abtheilungen und zogen aus zur Fantasia. Zunächst durchzog jede Abtheilung ihr Quartier und führte einen Kab auf, wie Révoil ihn gelegentlich seines Aufenthaltes in Mogduschu beschrieben hat; dann zogen sie hinaus in die Ebene hinter der Wohnung des Sultans, ganz nahe seiner Hütte, stellten sich in Schlachtlinie auf und führten Scheingefechte aus bis gegen Sonnenuntergang; ihre langen Holztrumpeten gaben dazu die Signale. Im Augenblicke aber, wo die sinkende Sonne den Horizont berührte und die Ebene mit ihren letzten Strahlen vergoldete, sammelte sich die ganze Menge um einen Greis, welcher langsam auf einen auf der Erde liegenden Bock zuschritt und diesen abschlachtete.

Das war die eigentliche Eröffnung des Festes; wildes Jubelgeschrei erschallte und ringsum bildeten sich Gruppen von Tänzern; Sängerbänden, aus Männern und jungen Mädchen bestehend, zogen von Haus zu Haus und suchten durch Lobgesänge auf die Einwohner ein möglichst großes Geschenk zu entlocken. Auch vor dem Hause der Reisenden hielten sie an; als diese sich aber durch alles Lob nicht rühren ließen, änderten sie die Weise und stellten ihnen die tröstliche Perspektive, daß man ihnen auf dem Wege nach Ganane den Hals abschneiden werde.

Während der Festlichkeiten kam Hadsch Ali, der in Zanzibar engagirte Karawanenführer, von Mörka zurück.

Sein Benehmen war schon von Mogduschu an im höchsten Grade verdächtig gewesen und der Reisende zog vor, ihn ohne lange Verhandlungen zu verabschieden. Als Bitten nichts halfen, entfernte er sich unter Drohungen. Gleichzeitig kam aber eine Botschaft von den Dasit, sie würden der Karawane den Durchzug nur dann gestatten, wenn Hadsch Ali, der früher auf ihrem Gebiete einen Raubmord begangen und diesen noch nicht gesühnt hatte, nicht dabei wäre. Das war natürlich ein mehr als genügender Grund, ihn nicht wieder zu Gnaden anzunehmen, und Révoil that wohl daran, denn es stellte sich schließlich heraus, daß er völlig vom Scheich Aues, dem Mokaddem der Kadriya und früheren Schiffsgenossen Révoil's, erkaufte war. Diese Sekte tritt hier in enger Verbindung mit den Snussi auf und erweist sich ebenso fanatisch gegen die Europäer im Allgemeinen und die Franzosen, die sie auch in Algerien erbittert bekämpft, im Besonderen, aber sie ist nicht, wie Révoil meint, ein Zweig derselben, denn ihre Gründung durch den großen Abd-el-Kadr el Ghilani von Bagdad ist gegen 600 Jahre älter. Allerdings ist es neuerdings dem überlegenen Geiste Sidi Mohammed el Mahdi ben Ali es-Senussi, des Sohnes ihres Stifters, gelungen, einen bestimmenden Einfluß auf fast alle anderen Sekten (oder richtiger Bruderschaften) zu gewinnen und namentlich die Kadriya sich dienstbar zu machen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen. Jedenfalls erwies die Feindschaft ihres Mokaddem sich für die französischen Reisenden verhängnißvoll, denn die Kadriya haben



Szene bei dem Feste Id Meyrus in Gelibi. (Theilweise nach Photographien.)

nicht nur überall an der Küste, sondern auch weit ins Innere hinein ihre Saahas und sind die einzige Macht, welche wirklichen Einfluß auf die Somalis hat.

Omar Jussuf erfann immer neue Gründe, um Geld von dem Reisenden zu erpressen, und wenn dieser sich weigerte, schreckte er auch vor Drohungen nicht zurück. Dabei war er nicht einmal im Stande, die geraubten Kameele zurück zu schaffen; die auf der anderen Seite des Flusses wohnenden Wadan besonders, welche den Haupttheil davon in Händen hatten, spotteten seiner Drohungen wie seiner guten Worte, und trotz des bestimmten Versprechens, daß die Abreise zwischen dem 25. und 30. September erfolgen solle, sanken die Hoffnungen des Reisenden immer tiefer.

Einige Unterhaltung boten die Märkte, doch ermüdete das ewige Einerlei, und nur dann und wann brachte die Versteigerung eines geraubten Sklaven einige Abwechslung. Zur Zeit, wo die Karawanen von den Maä und den Armedo ankamen, entstand ein kleiner Markt für Töpferwaaren und Holzschnitzereien, auf welchem Beduinen ihre Produkte anfertigten und verkauften. Trotz ihrer primitiven Werkzeuge erzeugten diese Leute manche Gegenstände, denen man Schönheit und eine gewisse Eleganz nicht absprechen konnte; die beiden beigegebenen Abbildungen zeigen sie bei der Arbeit und eine kleine Auswahl ihrer Erzeugnisse. Besonders zeichnete sich ein Arbeiter aus, dem man auch in Europa das Prädikat eines Künstlers schwerlich versagt hätte. Nur mit Hilfe eines durchlöchernten Brettes drehte



Beduinen beim Topfmachen und Schüsselschnitzen. (Nach Photographien.)

er aus freier Hand die prächtigsten Vasen und Kochtöpfe, und verzierte sie mit Hilfe eines Spatels, dessen plattes Ende zugleich zum Glätten diente. Die fertigen Töpfe wurden an der Sonne getrocknet und dann gebrannt, und zwar in der glühenden Asche von Maisstengeln; eine Frau besorgte das Geschäft und tauchte die noch heißen Töpfe in die Abkochung einer Baumrinde, wodurch sie eine angenehme kastanienbraune Färbung erhielten. Die Holzschnneider arbeiteten nur mit Axt und Messer; ihre Produkte konnten nur in seltenen Fällen mit denen der Töpfer wetteifern.

Die Festlichkeiten des Id Neyrus, der gleichzeitig als Erntefest zu gelten scheint, dauerten längere Zeit; ein Dorf nach dem anderen hielt seinen feierlichen Lab. Von besonderem Interesse war ein Tanz der Abösch, der dienenden Klasse in Belguri, an welchem Männer und Frauen theil-

nahmen. Révoil wollte sich denselben auch ansehen, aber kaum hatten ihn die Tänzerinnen bemerkt, als sie ihm so ausschließlich ihre Aufmerksamkeit widmeten, daß er es vorzog, sich unter dem Gelächter der Somalis möglichst rasch wieder zu entfernen.

Omar Jussuf hatte sich nach dem Empfange der letzten hundert Piafter feierlich verpflichtet, kein Geld mehr zu verlangen und hielt dieses Versprechen auch volle 14 Tage; dann forderte er aber gleich 1000 Piafter auf einmal und erklärte rundweg, er kümmere sich weder um den Sultan von Zanzibar noch um seinen Gouverneur, er allein sei Herr in Gelidi, und wenn Révoil nicht augenblicklich zahle, werde er ihn nicht abreisen lassen. Das war zu arg; der Reisende wandte, ohne ein Wort zu erwidern, dem Sultan den Rücken, entschlossen, es auf das Äußerste ankommen

zu lassen. Osman Hadsch Ibrahim und Abdi Abdikero, denen er die unverkündete Forderung mittheilte, rathen ihm, sich nicht darum zu kümmern und versprochen, dem Sultan Vorstellungen zu machen und nöthigenfalls selbst eine Karawane für Révoil zusammenzubringen. Ihre Verwendung schien einigen Eindruck zu machen. Omar Jussuf gab wieder gute Worte und machte Versprechungen, und der Reisende faßte wieder Hoffnung. Auch ein Brief des Gouverneurs, dem er durch einen zuverlässigen arabischen Händler genaue Nachrichten über seine Lage hatte zukommen lassen, rathen ihm, auszuharren, da die Sobrons ihn schon, um das Gespött der anderen Stämme zu vermeiden, nach Ganane bringen müßten, nachdem sie es einmal versprochen. Aber der Brief schloß mit der

Warnung: „Gieb Acht auf Deine Lebensmittel“, verständlich genug für Jemand, der Einzelbach's trauriges Schicksal so genau kannte.

Der Kurier von Mogduschu brachte inzwischen die Nachricht, daß ein französisches Schiff auf der Rade ankere, und zwar dieselbe „Emile-Héloïse“, welche unseren Reisenden drei Jahre früher zu den Somali Medschurtin gebracht hatte. Es kam von Zanzibar und brachte einen Brief vom dortigen Sultan Saïd Bargasch, welcher den Somali-Sultan in einige Unruhe versetzte. Révoil benutzte diesen Umstand, um wenigstens die bisher gemachten Sammlungen in Sicherheit zu bringen. Er versprach dem Sultan, unter der Bedingung, daß er sich feierlich verpflichtete, seine Versprechungen endlich zu erfüllen, einen arabischen Brief



Von Beduinen verfertigte Töpfe und hölzerne Geräthe. (Nach den Originalen gezeichnet.)

nach Zanzibar zu schreiben, der ihn völlig entschuldige, mit dem Briefe müßten aber seine Kisten mit den Sammlungen nach Mogduschu gebracht und dem französischen Schiffe übergeben werden. Der Sultan griff mit beiden Händen zu, die Sammlungen wurden dem freundlichen Abdi Abdikero anvertraut und dieser lieferte sie pünktlich ab und brachte auch die Briefe für den Reisenden zurück.

Unter diesen war ein Schreiben von Henri Duveyrier, das den Reisenden aufs Eindringlichste vor den Machinationen der Snussi warnte und ihm anrieth, sich, wenn irgend möglich, mit dieser mächtigen Bruderschaft auf guten Fuß zu stellen. Dazu war es nun freilich zu spät, aber Révoil wollte wenigstens die Gelegenheit benutzen, sich zu überzeugen, ob Omar Jussuf in Verbindung mit diesen

Fanatikern stände. Dazu prägte er sich den Koranvers ein, der den Snussi als Dhikre, als Lieblingsgebet, dient und benutzte die erste Gelegenheit, um ihn vor dem Sultan als einen ihm an diesen aufgetragenen Gruß eines Fremdes zu recitiren. Der Sultan fuhr auf und wollte unbedingt den Brief sehen, mußte sich aber mit einem französischen begnügen; nachher verwahrte er sich entschieden dagegen, daß er ein Affiliirter der Snussi sei, er gehöre zu den Anhängern des Scheich Hansar (ob Hansal, dessen Anhänger auch in Algerien ziemlich verbreitet sind?). Jedenfalls kannte er aber die Snussi und stand in Beziehungen zu ihnen; eine wirkliche Saaya derselben scheint aber in Gelidi nicht zu existiren und es scheint fast, als überließen sie die Agitation im Somalilande ganz den Dienern Abd-el-Kader's.



Eine Karawane setzt bei Gelibi über den Webi.

So lange das französische Schiff in der Nähe war, erwies sich Dmar Zussuf ungemein nachgiebig und gefällig und stellte auch keinerlei neue Anforderungen. Névoil hatte während der Zeit Gelegenheit, in einer Nacht mit zwei Kugeln seines Gras-Gewehres zwei prachtvolle Flußpferde zu erlegen (hier Ghier genannt), die mit einer ganzen Herde sich innerhalb des Stadtgebietes herumtrieben; er war über das Resultat seiner beiden Schüsse kaum weniger verwundert als die Somalis, welche es sich nicht nehmen ließen, daß das Fett, womit die Patronen eingeschmiert waren, ein tödtliches Gift enthalte, ein Glaube, bei dem der Reisende sie gern beließ. Die Haut des einen Thieres wurde an der Sonne getrocknet und dann auf das französische Schiff geschafft, aber sie mußte in drei Stücke geschnitten werden, von denen jedes eine volle Kameelladung abgab.

Der Tag der Abreise nahte; da überraschte der edle Dmar seinen Gast mit dem Geständnisse, daß das ihm übergebene Geld verbraucht sei und daß er noch weiterer 400 Piafter bedürfe. Névoil erbot sich, ihm statt derselben 1000 auszahlen zu lassen, sobald er Ganane erreicht habe, aber der hinterlistige Somali hütete sich wohl, darauf einzugehen, und bestand auf Baarzahlung. Auch Osman Hadsch Ibrahim und sein Bruder Schibrail traten mit neuen Forderungen hervor und der Reisende mußte sich überzeugen, daß es gerade dieses edle Brüderpaar war, welches den Sultan zu immer neuen Anforderungen aufstachelte und Alles that, um seine Weiterreise zu hintertreiben. So kam auch der 29. September heran, und von der Abreise war keine Rede.

Noch einmal schien ihm ein günstigerer Stern zu lächeln. Eine aus Gesserkudeh und Ella'i bestehende Karawane kam von Ganane durch Gelidi auf dem Marsche nach Mogduschu, wohin sie eine für den Scheich Mumen bestimmte schwere Ladung Elfenbein bringen sollte. Névoil benutzte den Aufenthalt, den sie machen mußten, um ihre

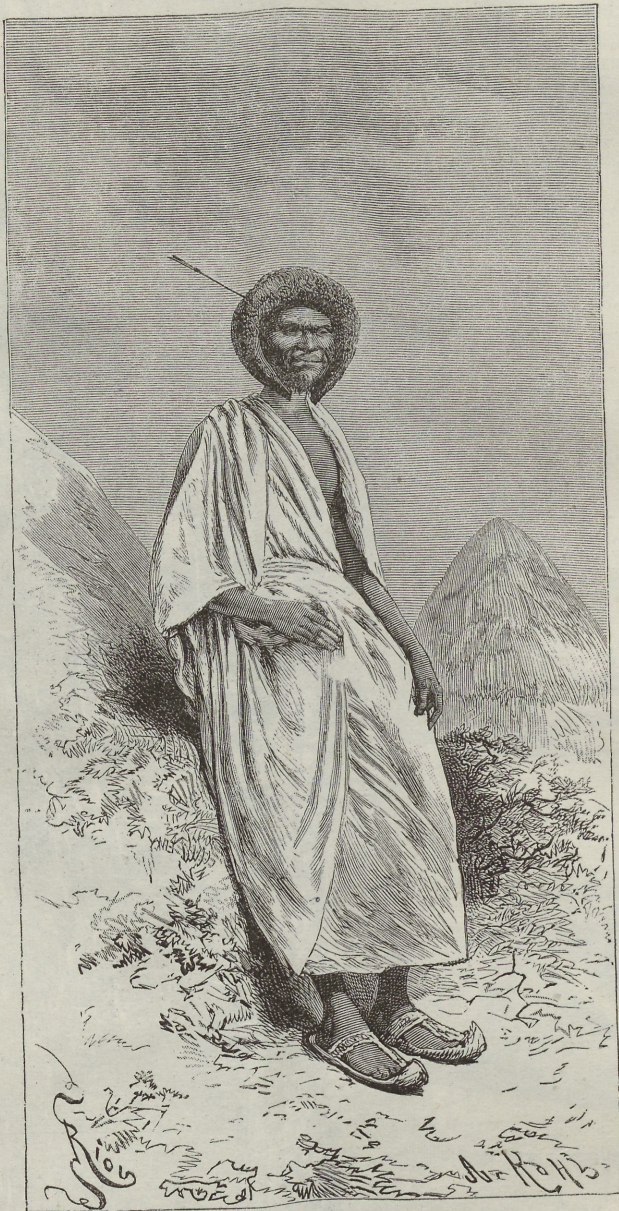
Kameele über den Fluß zu bringen, um sich mit ihnen in Verbindung zu setzen und gab ihnen Empfehlungen an den Gouverneur von Mogduschu und an seinen Freund Salem mit, diese zugleich auffordernd, Alles anzubieten, um ihm den Anschluß an die zurückkehrende Karawane zu ermöglichen.

Der Uebergang der Karawane über den Web war äußerst malerisch. Der Fluß ist zu tief, um durchwaten zu werden; Waaren und Menschen werden darum auf viereckige prahmartige Fahrzeuge geladen und mit Hilfe von Stangen und Seilen hinüber befördert, während die Kameele, mit Stricken an das Fahrzeug befestigt und von Schwimmern geleitet, hinüberschwimmen müssen. Vor den Krokodilen scheint man dabei keine sonderliche Angst zu haben, sie scheuen den Lärm und das Geräusch.

Von besonderem Interesse waren dem Reisenden die Gogowin der Karawane, die in Ganane die Abjisch von Gelidi vertreten, also Sklaven und Freigelassene der herrschenden Somali; einen derselben mit seinem seltsamen Haarpuze stellt unsere letzte Abbildung dar. Die Chefs waren viel freundlicher gegen den Franzosen als die Gobron und versprachen bei ihrer bald bevorstehenden Rückkehr weiter mit ihm zu verhandeln.

Die Zwischenzeit benutzte Névoil, um noch einmal ernstlich mit Dmar Zussuf zu verhandeln. Neue Geldforderungen waren seine Antwort und er zeigte sich unerbittlich. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge und schließlich gab der Reisende nach und opferte noch einmal 400 Piafter, wofür er

die Zusicherung erhielt, daß die Abreise nun ganz bestimmt stattfinden werde. „Der Weg nach Ganane ist mit Dornen besetzt, die unter grünen Blättern verborgen sind; mein Bruder hat sie entfernt, einen nach dem anderen, du wirst auf Blumen wandeln und nichts empfinden als ihren Duft“, so lautete die trostreiche Versicherung, mit welcher der Bruder des Sultans sich verabschiedete, nachdem er das Geld empfangen.



Ein Gogowin. (Nach einer Photographie.)

# Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

## I.

Die Samojeden gehören zu einer Unterabtheilung der mongolischen Völker, die südlich von diesem Volke wohnenden zahlreicheren Ostjaken aber werden den Finnen, einer anderen Unterabtheilung der mongolischen Rasse, zugezählt. Jedenfalls hat die Sprache der Ostjaken mit der Sprache der Esthen, des finnischen Volkes in den Ostseeprovinzen, unverkennbare Aehnlichkeit. Einschalten möchte ich hier, daß die Esthen zu den Finnen im engeren Sinne, die Ostjaken zu den ugrischen Finnen gehören. Wenn man aber von einem mongolischen Typus sprechen will, so kann ich versichern, daß dieser bei den Ostjaken ungleich stärker ausgebildet ist als bei den Samojeden. Die Ostjaken haben eine kleine Statur, die bekannte mongolische Gesichtsförmung und sind sich unter einander sehr ähnlich. Das Gegentheil ist bei den Samojeden der Fall; zwar hat auch ein großer Theil dieses Volkes einen ausgeprägt mongolischen Typus, welcher sich allein schon daraus erklären läßt, daß die Ostjaken nicht nur ihre Grenznachbarn sind, sondern auch in großer Anzahl unter ihnen wohnen, mit ihnen zusammen ihren Erwerbszweigen obliegen und aus diesen Gründen sehr viele Mischeirathen stattfinden. In früheren Zeiten, noch vor fünfzig Jahren, mögen die damals räuberischen Samojeden sich vielfach der ostjakischen Weiber mit Gewalt bemächtigt haben. Trotzdem ist, wie erwähnt, ein bedeutender Unterschied zwischen den Samojeden und Ostjaken bemerkbar und im Allgemeinen ist der mongolische Typus bei den Samojeden entschieden nicht so ausgebildet, wie bei den Ostjaken; im Gegentheil, wohl über die Hälfte der Samojeden erinnert mehr an die kaukasische als an die mongolische Rasse. Sie sind vielfach von mehr als mittlerer Größe, kräftig gebaut, haben oft ovale, fein geschnittene Gesichtsförmungen und vielfach helle Hautfarbe und helles Haar. Während sich die Ostjaken einander sehr ähnlich sehen, so findet man gerade unter den Samojeden Typen, welche auffallend an die verschiedensten Völker erinnern. Ich sah einen Mann, welcher einem Dänen (Normannen) sprechend ähnlich sah, eine Frau, welche vollkommen einer Züdin gleich, einen Mann, welcher mit seiner Figur, dem hübschen, vollkommen ovalen Gesichte und der gebogenen Nase, dem schönsten Polen den Rang streitig machen konnte. Daß nicht wenige Samojeden den Russen ähnlich sehen, ist leicht erklärlich. Ich sah ein Paar Brüder, von denen der eine ein Repräsentant der mongolischen, der andere mit demselben Rechte ein Repräsentant der kaukasischen Rasse sein konnte. Die Samojeden scheinen nicht, wie die meisten anderen im hohen Norden wohnenden Völker, aus dem Osten in ihre gegenwärtigen Wohnsitze gekommen zu sein, sondern aus dem Süden fortwährend durch andere Völker nach Norden verdrängt, zuletzt während Bernat's Eroberungen die äußerste Grenze erreicht zu haben.

Die Sprache der Samojeden ist, soviel ich darüber erfahren konnte, vollkommen verschieden von denen der umwohnenden Völker und erhält sich auch, weil fast kein Samojede sich die Mühe giebt, eine andere Sprache als die seinige zu lernen, während die mit ihnen in Berührung

kommenden Ostjaken, Syranen und Russen aus Handels- und anderen Interessen das Samojedische kennen müssen. Dagegen scheinen die Samojeden viel von den Sitten und von der heidnischen Religion der Ostjaken angenommen zu haben.

Die Bekleidung der Samojeden ist fast ganz aus Renthierfellen hergestellt; andere Felle werden wenig, und, wenn es geschieht, hauptsächlich zu Verzierungen verwandt. Die Bekleidung der Männer besteht:

1) Aus dem Malz, welcher den ganzen Körper bis zu den Füßen bedeckt. Es ist dieses ein weites Gewand, welches, überall fest zugenäht, über den Kopf gezogen werden muß. Die Haare der Felle befinden sich nach innen. Unten an den Füßen ist ein 35 bis 40 cm breiter Saum von Hundefellen angebracht, mit den Haaren nach außen. Dieser Saum ist schwer und schließt gut an. Mit dem Malz verbunden und fest an denselben angenäht ist: a) die Kapuze, welche den Kopf eng umschließen und nur einen Theil der Stirn, Augen, Nase und Mund freilassen muß; sie wird auf oder unter dem Kinne festgeschürt; b) die Fausthandschuhe, welche ebenfalls an den Malz angenäht sind, doch so, daß unter dem Handgelenke sich noch eine genügend große Oeffnung befindet, um die Hand hinauszu bringen. Hat man die Hände in den Handschuhen und biegt sie etwas nach innen, so ist diese Oeffnung geschlossen.

2) Um den Malz wird der 7 cm breite, mit blanken Knöpfen besetzte Ledergürtel geschnallt. An diesem ist vermittels messingener Kettchen die hölzerne oder messingene Messerscheide mit dem nie fehlenden starken, geraden Messer und eine kleine Tasche befestigt.

3) Ist es nicht sehr kalt, so wird über den Malz die Parka gezogen, ein Gewand, welches ebenso geformt, aber nicht so lang wie der Malz ist, eine Kapuze, aber keine Handschuhe hat und aus den kurzhaarigen Fellen junger Renthiere hergestellt wird. Die Haare dieser Felle befinden sich außen. Vielfach ist die Parka mit anderen Fellen, hauptsächlich Viberfellen, verziert.

4) Statt der Parka wird aber häufiger ein Malzüberzug von verschiedenfarbigem, besonders rothem und braunem Tuche getragen.

5) Im Winter wird über den Malz der Guß gezogen, ein der Parka ähnliches, langes, bis zu den Füßen reichendes Gewand, aber aus starken langhaarigen Renthierfellen hergestellt und mit einer den Kopf eng umschließenden, nur das Gesicht freilassenden Kapuze versehen. Es befinden sich am Guße keine Handschuhe und er muß, wie der Malz und die Parka, über den Kopf gezogen werden. Die Haare der Felle sind nach außen gefehrt.

6) Die Fußbekleidung der Samojeden besteht: a) aus den inneren, bis über die Kniee reichenden, eng anschließenden Pelzstiefeln mit nach innen gefehrten Fellhaaren. Ueber diese werden b) die noch etwas längeren äußeren Pelzstiefel gezogen, bei denen die Fellhaare nach außen gefehrt sind. Letztere sind von den Fellen der Renthierkälber gemacht, haben eine ansprechende Form und sind

hübsch mit verschiedenfarbigen Fellen verziert. Zu den Sohlen wird die an den Füßen der Renthiere befindliche, langhaarige Haut benutzt. Als Unterzeug tragen die Samojeden nur eine sehr kurze, nicht bis zu den Knien reichende Lederhose.

Die Frauen tragen diese und die Fußbekleidung wie die Männer; die äußeren Pelztiefel der Frauen zeichnen sich durch eigene Verzierungen aus. Im Uebrigen ist ihre Bekleidung viel einfacher; sie tragen ein einziges langes dickes Kleid, *Pannü*, welches nicht, wie das der Männer, über den Kopf gezogen wird, sondern unseren Pelzen ähnlich, vorn geöffnet werden kann. Dieses Kleid schließt fest an und hat keine Kapuze und keine Handschuhe. Die Renthierfelle, aus denen dasselbe besteht, sind doppelt so an einander genäht, daß sich die Haare derselben innen und außen befinden.

Zu der Frauenbekleidung gehören endlich noch die Handschuhe und die Mütze, *Saur*, welche auch aus zusammengelegten Fellen besteht, so daß die Fellhaare nach innen und nach außen gerichtet sind; sie ist, wie die Pelztiefel, mit verschiedenfarbigen Fellen und Tuch verziert. So weit die Mütze das Gesicht umrahmt, ist sie mit Fuchschwänzen gesäumt und läßt, fest unter dem Kinne zugebunden, nur Augen, Nase und Mund frei. Die Mütze bedeckt noch einen Theil der Schultern und ist hier mit Perlenknäuten, Messingkettchen und Messingfiguren versehen, welche bis zur Taille herabhängen und oft ein ganz beträchtliches Gewicht haben. Der schwere Messingschmuck bewirkt zugleich, daß die Kappe fest auf dem Kopfe sitzt und der Wind keinen Eingang findet.

Die Kinder sind ebenso gekleidet wie die Erwachsenen. Die Pelzbekleidung verliert mit der Zeit die Haare und solche älteren Bekleider werden in den wenigen warmen Tagen im Sommer getragen. Bevor die Felle zu Kleidungsstücken verwandt werden, werden dieselben lange gerieben; an einander genäht werden sie mit Faden, welche aus den zähen Sehnen der Renthiere hergestellt sind.

Als Schmuck dienen messingene Fingerringe, welche Männer und Frauen in großer Anzahl tragen, ferner Ohrringe und die langen, vielfach verzierten Haarflechten der Frauen. Die Samojeden lieben, wie alle Völker, das Seltene, und weil vollkommen weiße Renthiere seltener und hübsch sind, so verwenden die Männer die Felle derselben gern zum Guffe; dieses Kleidungsstück wird in der Regel außerhalb des Zeltes gelassen und daher nicht vom Rauche geschwärzt. Besondere Sorgfalt wird auch auf die Herstellung der Parka verwandt; man nimmt hierzu möglichst weiße Felle junger Renthiere und verziert sie mit Viberfellen, welche mit großen Kosten angeschafft werden müssen, weil die Viber in diesen Gegenden nicht heimisch und am Ob wohl ausgerottet sind. Großen Werth legen die Männer ferner auf ihre Gürtel, und ich habe einige wirklich schöne Exemplare gesehen, wofür bis 20 Renthiere gezahlt wurden. Ebenso werden Messerscheiden mit gutem Messer und hübsche kleine Taschen, welche, wie die Messerscheiden, am Gürtel befestigt werden, hoch geschätzt. Auch die mit schwarzen, rothen und braunen Streifen versehenen Pelztiefel sind ansprechend. Während die viel außerhalb des Zeltes lebenden Männer zu ihren Pelzen hellfarbige Felle vorziehen, so wählen die Frauen zu ihrer Bekleidung Felle von dunkler Farbe, weil sie sich fast immer im Zelte aufhalten und ihre Kleider dem dort befindlichen Rauche ausgesetzt sind. Fast schwarze Renthierfelle sind ebenfalls selten und werden daher, als die werthvollsten, von den Frauen gern zu Kleidern verwandt.

Besondere Sorgfalt verwenden die Frauen auf ihre Haarflechten. Indem sie die ausgekämmten Haare wieder

benutzen und mit braunen und rothen Bändern einflechten, verlängern sie ihre Zöpfe fast bis zu den Füßen. Am Hinterkopfe sind die beiden Flechten durch eine Perlenstickerei verbunden; neben der Taille verbinden sie zwei in einemmäßigen Bogen herabhängende Messingkettchen, dann weiter in regelmäßigen Entfernungen sind die Flechten noch zweimal in ähnlicher Weise durch je zwei Perlenknäute verbunden. Ueberall da, wo die Doppelkettchen und Doppelschnüre befestigt sind, finden sich kleine Messingfiguren. Die Haarflechten der wohlhabenden Samojedinnen sind außer der Perlenstickerei mit zwei Messingkettchen, vier Perlenknäuten von großen Perlen verschiedener Farbe und mit sechs Messing- oder Bronzefiguren versehen.

Die Samojeden wandern während ihres ganzen Lebens und alles Ihrige tragen sie mit sich. Ihre größeren Gegenstände, gleichsam ihr Haus und Hof mit Allem, was dazu gehört, sind das Zelt, der Schlitten und das Boot, ihre Hausthiere, das Renthier und der Hund. Ihre Werkzeuge, mit welchen sie alle ihre Gegenstände verfertigen, sind das Messer, das Beil und die Nadel. Diese Werkzeuge selbst, sowie der in ihrem Besitze befindliche Kessel oder andere wenige, aus Eisen hergestellte Dinge kommen durch Handel zu ihnen oder werden, außer der Nadel, von ostjasischen Schmieden gemacht.

Bretter schneiden die Samojeden selbst, indem sie einen Baumstamm spalten oder, wenn dieser nicht zu stark ist, von beiden Seiten so lange behauen, bis das Brett fertig ist. Wenn auch Zeit dazu gehört, so wird dasjenige, was sie verfertigen, immer gut sein. Löcher bohren sie geschickt mit dem Messer; als Hobel benutzen sie ein eingekerbtes Stück Holz, indem sie das Messer in die Kerbe legen.

Die Wohnung der Samojeden ist das Zelt; gewöhnlich werden etwa 25 bis 30 starke Holzstangen so zusammengestellt, daß sie einen Kegel bilden, welcher an seiner Basis 5 bis 5½ m im Durchmesser und eine Höhe von 3 bis 3¼ m hat. Die über diese Stangen gelegte Bedeckung besteht während des langen, von keinem Thauwetter oder Regen unterbrochenen Winters aus vier großen Renthierfelldecken und zwar aus zwei inneren, welche in der Regel die Haare verloren haben und durch Rauch geschwärzt sind, und zwei äußeren, welche aus starken, mit Haaren versehenen Fellen gemacht sind. Diese werden vermittels Stangen auf das Gerüst gelegt und mit langen Riemen befestigt. Die aufgelegten Decken lassen oben eine etwa 75 cm im Durchmesser habende Oeffnung, damit der Rauch entweichen kann, und berühren auch nicht ganz den Boden. Die hierdurch unten entstehende, etwa 10 cm breite Lücke wird dadurch geschlossen und dicht gemacht, daß ringsherum einige Fuß hoch Schnee an das Zelt geschaufelt wird, was außerdem zur Befestigung desselben beiträgt. So lange noch, oder sobald hin und wieder Thauwetter und Regen eintritt, werden die äußeren Felldecken entfernt und die inneren allein verwandt. Während des kurzen Sommers werden auch diese abgenommen und durch eine Bedeckung aus eigens dazu präparirter Birkenrinde ersetzt.

Der Eingang in das Zelt wird dadurch hergestellt, daß zwei Stangen etwas weiter von einander stehen. Er wird von der Zeltdecke bedeckt und es wird diese beim Hinein- oder Hinausgehen einfach auf- und zugeschlagen. Tritt man in das Zelt, so ist vom Eingange in gerader Linie bis zur anderen Seite ein 75 cm breiter Raum. In der Mitte desselben befindet sich der Feuerplatz, vor demselben liegt etwas Holz, hinter demselben stehen ein paar eiserne Kessel, dahinter einige hölzerne Kasten. Zu beiden Seiten des mittleren Raumes, also rechts und links vom Eingange aus, liegen Bretter, drei auf jeder Seite, hinter den Brettern



aus Weiden geflochtene Matten, auf diesen wiederum Matten von getrocknetem, starkhalbigem, langem Graze und hierauf Felle; hinter denselben, ringsherum an den Wänden des Zeltes, liegen ebenfalls Felle, Kleidungsstücke, Rissen, Pelzsäcke, unserer Keisetaschen ähnlich, und sonstige Dinge. Ueber dem Feuerplatze sind in entsprechender Höhe zwei horizontal liegende, einen spitzen Winkel bildende Stangen angebracht. An denselben werden Fische getrocknet und der mit mehreren Löchern versehene Kesselhaken vermittels eines Querholzes aufgehängt. Beleuchtet wird das Zelt am Tage durch die an der Spitze befindliche Oeffnung, Abends durch das in der Mitte brennende Feuer.

Wohlhabende Samojeden haben größere Zelte, statt 30 werden 50 Zeltstangen zusammengestellt, selten aber mehr. Das Anfertigen der Zeltdecken, das Aufstellen und Abnehmen des Zeltes, alle Verrichtungen innerhalb desselben, wie Feueranzünden, Kochen zc. ist ausschließlich Sache der Frauen. Wird ein Zelt für längere Zeit aufgeschlagen und im Inneren eingerichtet, so nimmt dieses vier bis fünf Stunden in Anspruch, während der Wanderung etwa ein bis zwei Stunden. So klein der Raum, welchen das Zelt bietet, erscheinen mag, so finden doch, wenn nöthig, zwei Familien reichlich in demselben Platz. Der größte Theil der Sachen und Geräthe befindet sich außerhalb des Zeltes, fest auf Schlitten verpackt. Im Sommer werden über diese mit Kleidungsstücken und anderen Dingen beladenen Schlitten häufig Decken von dicker Fischhaut gedeckt, um sie gegen Regen zu schützen.

Eigenthümlich, klein und zierlich sind die Schlitten der Samojeden gebaut. Kaum sollte man glauben, daß damit, wie es der Fall ist, beträchtliche Lasten fortgeschafft werden können, aber alles an denselben ist zweckmäßig und durch Jahrhundert lange Erfahrung gebildet. Die auf dem Boden ruhenden Schleifen sind vorn stark nach oben gebogen und nur hier direkt verbunden. Auf der hinteren Hälfte der Schleifen befinden sich vertikal stehende Hölzer, kleinen Säulen ähnlich, welche den oberen Theil des Schlittens tragen. Dieser ist je nach den Gebrauchszwecken verschieden.

1) Der einfachste Schlitten ist der Schlitten zum Transporte des Zeltes. Die Säulen desselben sind unterhalb der auf ihnen ruhenden, mit den Schleifen parallel

laufenden Hölzer einfach durch Querhölzer verbunden, auf welche zuerst die Zeltstangen und dann das übrige zum Zelte Gehörige gelegt wird. Zum Transporte eines Zeltes sind zwei solcher Schlitten nothwendig. Das Beladen derselben geschieht nach genau bestimmten Regeln.

2) Beim Waarenschlitten liegen auf den die Säulen verbindenden Querhölzern feine, aber starke Bretter; auf diese werden die Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Felle zc. gepackt und mit Riemen festgeschnürt. Die von mir früher erwähnten, von der Faktorei aus expedirten Karawanen bestanden aus diesen Schlitten; jeder derselben wurde von zwei Renthieren gezogen und mit 10 Pud, also 328 unserer Pfunde, beladen; doch können für kürzere Entfernungen wohl gegen 500 Pfund verpackt werden.

3) Besonders zierlich, aber fest und stark ist der Männerschlitten gebaut. Auf den die Säulen verbindenden Querhölzern ist ein Sitzplatz mit sehr niedrigen Lehnen angebracht. Derselbe ist so klein, daß man kaum begreifen kann, wie ein Mann, selbst mit untergeschlagenen Beinen, darin Platz finden kann. In diesem Schlitten, von drei guten Renthieren gezogen, kann der Samojede mit außerordentlicher Schnelligkeit die größten Entfernungen überwinden, 20 Werst, also beinahe drei Meilen in einer Stunde zurücklegen und es ist mir versichert worden, daß sie auf einer baumlosen Ebene einen Fuchs einholen und durch Schläge tödten.

4) Etwas länger und höher und mit einem verhältnißmäßig größeren Sitzplatze versehen ist der Frauenschlitten, welcher den Frauen und kleinen Kindern während der Wanderungen dient. Der Sitzplatz dieses Schlittens wird vermittels Felle warm und weich gemacht. Außerdem ist in demselben eine Decke, wenn möglich Tuchdecke, so befestigt und angebracht, daß dieselbe nach allen Seiten aufgeschlagen werden kann. Während der Fahrt dient diese Decke zum Schutze gegen den Wind; sie wird an der dem Winde ausgesetzten Seite in die Höhe gezogen und durch eine hölzerne Stütze gehalten.

Die Schlitten werden auch im Sommer, wenn kein Schnee liegt, zum Transporte der Sachen verwandt; einen Wagen wird man ebenso wenig wie ein Haus im Besitze eines Samojeden in Sibirien finden.

## Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von A. Freiherr von Hammerstein.

### I.

Die sämtlichen Inseln des Busens von Guinea sind mit dem Camerun-Gebirge in derselben Zeit der Erdoberflächengestaltung entstanden, in der Zeit der basaltischen vulkanischen Eruptionen; sie sind Basaltgebirge, die größtentheils aus einer mehr oder weniger festen, durch Auswitterung der Feldspathgemengtheile oft porösen Basaltlava bestehen, aber auch bisweilen in größerer Ausdehnung jene Tuff- und Wackebildungen zeigen, die als Reibungskonglomerate aus der Zeit der vulkanischen Thätigkeit von lockeren Gefügen zu festen, in feuerflüssiger Umbildung stark gewötheten Thonschichten übergehen.

Die auf diesem Gebirge im Laufe der Jahrtausende entstandenen Verwitterungsböden sind durch den starken, dunkel färbenden Augitgemengtheil des Gesteins reich an

Kalk- und Magnesia-salzen, durch ewige Humusanammlung sehr stoffreich und trotz etwas hohen Thongehaltes locker, was durch die kleinen scharfkantigen Felsstücke noch vermehrt wird, die demselben in Menge beigemischt sind und vielfach so zu Tage stehen, daß das Gehen selbst auf getretenen Pfaden außerordentlich erschwert wird. Die Böden des Camerun-Gebirges schienen mir fast überall noch etwas fruchtbarer zu sein, als die Fernando Poos und der am Aequator gelegenen Insel San Thomé, auf denen bereits Plantagen bestehen, deren Erfahrungen für Camerun als bewährte Vorschriften unbedingte Geltung haben.

Monte Café, die größte Farm der Insel San Thomé, wird von einem Deutschen verwaltet, dessen Frau, eine Deutsch sprechende Portugiesin, für alle Besucher eine

liebenswürdige Wirthin ist. Ein breiter, von schattenspendenden Bäumen eingefasster Fahrweg führt in Windungen sich dem Gebirge anschließend hinauf zur Hauptfarm, die inmitten der ausgedehnten Pflanzungen gelegen ist. Vor großen, aus gebrannten Thonplatten hergestellten Flächen zum Kaffeetrocknen stehen die Gebäude auf flachem Bergvorsprünge, die Gegend beherrschend.

Von der langen, nach der Seeite gelegenen Veranda, der „Piassa“ des großen Wohnhauses, schweift der Blick aus stolzer Höhe frei hinaus in die unten liegende Welt über das schöne, weite, blaue Meer, dessen ferner Horizont gewöhnlich durch leichte Wolkenschichten mit dem unendlichen, von glänzendem Lichte durchstrahlten Himmelsraume verschmolzen ist. Solches Licht, solche Farben, solche Unermesslichkeit kann unsere Sonne nicht spenden. Tief unten erheben sich die Gestade der Insel in mannigfaltiger Form aus dem weißen Gischt der brandenden Wellen, die flachen, bewachsenen Höhenzüge fallen plötzlich ab, die Felsenhänge und schrofferen Berge sind wie abgebrochen und an überhängenden oder steil ansteigenden Wänden, zerrissenen Klippen und Nissen, an seltsamen Felsformen und Grotten ist die Küste sehr reich. Weit zur Rechten liegt an flachem, hell scheinendem Strandstreifen halbmondförmig ausgedehnt die Stadt. Die weißen Häuser, die wenigen Schiffe in der Bucht, die das umfassende, vollständig grün bekleidete Land bildet, alles ist so klein, so niedlich von hier oben und nimmt nur einen so kleinen Fleck ein in dem unermeßlichen Raume.

Das Land ist von sehr verschiedenartiger Gestaltung. Theils ist es weiter und flacher, mit etwas breiteren Thälern und erhebt sich in großen, unregelmäßigen Terrassen, theils fallen scharfgratige Rücken bis ins Meer hinaus. Dazwischen erheben sich überall einzelne größere und kleinere Bergkegel, liegen in ihren Unrissen deutlich erkennbar verfallene Krater, und zahlreiche Schluchten mit zerklüfteten Felsenhängen fallen schnell zu Thal. In diesen Formen erhebt sich die ganze Insel zu einem massigen Gebirgsstocke, den nur eine großartige, frühere vulkanische Thätigkeit geschaffen haben kann; jetzt aber ist Alles überkleidet vom üppigsten Pflanzenwuchs. Durch eine gleichmäßige Decke hellen Grüns kennzeichnen sich Flächen hohen, dichten Grases. Andersfarbig sind die Kulturgelände, die mit Kaffee- und Kakaobüschen, mit Pisang- und Bananenstauden gemischt bestanden sind und von einzeln stehenden Bäumen und noch einzelner außerordentlich hohen Palmen leicht beschattet sind, auf deren glatten, dünnen, langen Stämmen die kleine runde Krone träumerisch sich neigt, charakteristische Wahrzeichen tropischer Gegend. Alles Uebrige deckt der Urwald in üppiger Entwicklung. Von ihm eingerahmt, von bewaldeten Bergen enger eingeschlossen, endet dieses Stück Welt in dem 2000 m hohen Pik, der höchsten Erhebung, dem mächtigsten aller erloschenen Vulkane.

Ganz auffallend ist diesem Inselgebirge das unmittelbar aus dem Meere aufsteigende Camerun-Gebirge gleich. Wenn man seine Hänge durchklettert, fällt das in jeder Beziehung ebenso auf, als an einem Punkte, wo der üppige Urwald und stets über manns hoch wuchernde Pflanzenwuchs eine ähnliche, noch großartigere Aussicht bietet wie von Monte Café. Die Hütte der schwedischen Jäger in Mapanja auf dem Südhänge ist so gelegen, und wenn man von hier aus das noch weit mächtigere und bis über die doppelte Höhe sich erhebende, fast die des Montblanc erreichende Gebirge, das Meer, das flusdurchzogene Flachland überblickt und mit San Thomé und Fernando Poo vergleicht, gewinnt man die Ueberzeugung, daß nur der bislang fehlende Schutz die

Europäer, die dies Gebiet kannten, abhielt, es zu bebauen. Haben doch schon manche Portugiesen auf den Pflanzungen von San Thomé sich Reichthümer erworben und erwerben sich nun das Verdienst, deren Zinsen in Lissabon unter die Menschen zu bringen. Und das müßten doch Deutsche in Camerun auch können.

Das Klima ist ebenfalls fast ganz dasselbe, wie das von San Thomé. Durch Messungen in Mapanja, 700 m über dem Meere, habe ich die meteorologischen Beobachtungen von Monte Café als fast ganz gleiche festgestellt. Die Temperatur ist das ganze Jahr und Tag und Nacht hindurch eine außerordentlich gleichmäßige und angenehme. Sie schwankte zwischen 17° und 27° C. Die Durchschnittstemperatur beträgt also in Neaumurgraden 17 bis 18.

Die Gebirgsketten, die ich im Inneren des Wirilandes im Camerun-Gebiete den Horizont begrenzen sah, sind nach ihrer Form zweifellos gleichfalls basaltisch. In fernerer Zukunft wird man auch in ihnen Pflanzungen begründen.

Monte Café liegt 690 m über dem Meere. Seine horizontale Entfernung vom Meere ist 9 km. Das Klima ist ein sehr angenehmes und besonders gesund. Fieber, wenigstens das klimatische Fieber, welches auch unten in der Stadt sehr stark herrscht, scheint man hier nicht zu kennen. Nur die Feuchtigkeit der Luft ist eine ziemlich hohe, jedenfalls aber wohl nicht höher als in den unteren Regionen. Die Wolken legen sich allerdings regelmäßig tief in und an die Berge und hüllen noch unterhalb Monte Café oft einen großen Theil des Tages alles in Nebel. Die Nächte sind immer klar. Die Luft ist ungeheuer leicht, wie der niedrige Barometerstand zeigt. Die geringen Regenmengen werden durch reichlichen Thau ausgeglichen. Zur besseren Beurtheilung gebe ich eine Tabelle von Monatsdurchschnitten der meteorologischen Beobachtung, die ich aus den Büchern ausgezogen habe:

Monat 1884	Barometer mm	Hygrometer Proc.	Regenhöhe mm	Schattenthermometer Celsius		
				Maxi- mum	Mini- mum	Mitt. 11 Uhr
August . . . . .	709,9	81,55	22,48	24,45	17,40	22,36
September . . . . .	710,1	84,60	82,47	24,86	17,57	22,32
Oktober . . . . .	708,7	85,10	365,04	24,75	17,51	23,48
November . . . . .	708,6	82,77	214,99	26,37	17,67	24,39
December . . . . .	708,3	82,27	233,86	27,18	17,71	24,86
Januar 1885 . . . . .	708,8	81,29	170,30	26,70	17,44	24,60
Februar . . . . .	708,3	80,43	19,61	27,13	17,48	25,42

Beim Hygrometer ist die Sättigung der Luft mit Wasserdampf = 100 angenommen. Die Zahlen geben also die Procente der Sättigung und zeigen einen hohen, gleichbleibenden Feuchtigkeitsgehalt, der sich empfindlich bemerkbar macht dadurch, daß er alle Sachen so leicht verdirbt. Die Regenhöhe ist die Summe des im ganzen Monat gefallenen. Der August zeigt das Ende der Trockenzeit, der Februar die kleine Trockenzeit. Im März hatten wir bis zum 23. schon wieder 150 mm und nachdem heftige Regengüsse. Das Thermometer ist ein hunderttheiliges, 5 Grad sind also gleich 4 Grad R. Der Wind ist mit Ausnahme einzelner Gewitterwinde immer nur ein sanft fächelnder. Seine Durchschnittsgeschwindigkeit wird zwischen 10 und 20 km in der Stunde liegen und ist vielfach noch geringer. Unsere Stürme aber kennt man nicht.

Die Jahreszeiten sind bei ganz gleicher Breitenlage auch ganz dieselben wie in Gabun, nämlich die der südlichen Erdhälfte; Camerun hat dagegen die der nördlichen. Während die Sonne sich am Wendekreis des Krebses befindet, also in unserem Sommer, den Monaten Juni, Juli und August, herrscht die kühlere Trockenzeit. Außerdem giebt es während des südlichen Standes eine kleine Trockenzeit, im Uebrigen herrscht die Regenzeit, die heiße. Die Uebergänge sind allmähliche. Die Verschiedenheiten in den häufigen Niederschlägen sind hier am Aequator aber bedeutend größer, als wenige Grade nördlicher, als z. B. in Batanga.

Ueber den Wohngebäuden am Hofe liegen die vom Wasser getriebenen Mühl- und Stampfwerke, in denen die Kaffeebohnen von ihren Hülsen befreit werden. Die großen Trockentennen sind mit dicken Lagen Kaffeebeeren bedeckt, und jeden Mittag und Abend schleppen die Arbeiter in der Erntezeit in Säcken mehr und mehr heran. In ihrer Mitte steht ein langes, glasbedachtes Gebäude, in dem die Kaffeebohnen getrocknet werden, die gegen Regen sehr empfindlich sind und vorher einen Gährungsproceß durchmachen müssen, der viel Aufmerksamkeit erfordert.

Auf dem Hange über diesen Anlagen liegen große Gärten, in denen Ziergewächse, Früchte, Gemüse und Nutzpflanzen in großer Mannigfaltigkeit und Ausdehnung sorgsam gepflegt und gezogen werden, sogar große Erdbeerfelder sind darin, und ein junger Apfelbaum hatte gerade die ersten Früchte getragen. Namentlich aber werden hier Versuche gemacht mit tropischen Kulturgewächsen, wie Vanille, schwarzem Pfeffer, Zimmtirinde, Kampfer, Indigo, Muskat, den verschiedenen Arten der Chinirinde, Gummibäumen u. s. w. Ein portugiesischer Gärtner leitet die Arbeiten und führt selbst die feineren aus.

Die weitaus meisten Kulturflächen von Monte Café und seinen Vorwerken sind mit dem gewöhnlichen Kaffee (*Coffea arabica*) bestanden. In einer Meereshöhe zwischen 600 und 900 m gedeiht er am besten. Die Pflanzungen sind meistens schon etwa 20 Jahre alt, und wo sie gut gedeihen sind, stehen die Büsche oft ganz geschlossen, dicht belaubt. Sie sind unbeschnitten aufgewachsen. Ihre hängenden, vielen kleinen Zweige tragen in den Achseln der firschlattähnlichen Blätter reichliche grüne und reife, rothe Beeren, die eifrig gepflückt werden müssen, weil sie sehr schnell abfallen oder von einer Käufelkäferlarve ausgefressen werden. Gut gehaltene Wege, theils breite Fahr-, theils schmale Fußwege, führen überall hin. Alle Fahrwege sind mit Ananas zu beiden Seiten eingefaßt. Ab und an steht daran ein übertoll blühender Azaleenbusch und als lästiges Unkraut wuchern in den Pflanzungen die rothblühenden Cannas.

Der größte Theil der Böden von Monte Café ist schon lange ausgebeutet, ohne irgend welchen Ersatz zu bekommen und giebt immer noch recht gute Erträge. Auf den Graten und an den schroffen Felsenhängen wächst in einem Korbe voll dieses Bodens auf und zwischen den nackten Felsen der Kaffee sehr gut, besser aber noch, wie auch die anderen Kulturgewächse, in flacheren, etwas frischeren Niederungen mit etwas tiefgründigerem Boden, wenn er auch dort fast überall zwischen Felsgerölle steht. Schlechter ist der Standort auf abgerundeten Rücken, wo sich keine Feuchtigkeit hält und die Sonne den ganzen Tag von allen Seiten wirkt. Dort sieht man denn auch viele ausgepflanzte Lücken. Ueberall aber wuchern die Unkräuter mächtig und erfordern viel Arbeit.

Westlich von Monte Café, etwa 800 m über dem Meere, liegt das Vorwerk Bemposte. Dort werden die Kaffee-

enthüllungs-, Reinigungs- und Sortirapparate durch eine Dampfmaschine getrieben. Ein Franzose leitet diese Einrichtung; seine Frau und seine munteren Knaben befinden sich sehr wohl in diesem noch etwas kühleren Klima.

Tiefer, in ungefähr 600 m Höhe, liegt das Vorwerk Novo Destino und noch tiefer, unter Monte Café, das Vorwerk San Francisco. Beide haben vorwiegend Kakao, der in großblättrigeren Büschen wächst. In ganz eigenthümlicher Weise erscheinen die kleinen, unscheinbaren Blüten desselben an den dickeren Zweigen und Stämmen und dort hängen dann die gerieften, länglichen, in der Reife goldgelben Fruchtbehälter, in der gedrängt in saftiger, fleischiger Masse die braunen, großbohnigen Samen sind, welche die violette Kakaomasse als Endosperm enthalten. Der Kakao wird stärker und regelmäßig mit schattenspendenden Pisangs und Bananen gemischt. In diesen tieferen Lagen gedeiht auch die Vanille schon recht gut, die ziemlich viel Wärme verlangt. Es ist eine sehr einfache, fleischige Schlingpflanze, die von der katholischen Mission eingeführt wurde und von dem deutschen Verwalter stark vermehrt wird und zwar durch Stecklinge. Ihre Befruchtung geschieht auf künstliche Weise, ist aber nicht schwierig. Ich sah sie recht voll tragend mit den hängenden, langen, dünnen Früchten, die so wohlriechend sind und ein so wohlschmeckendes Gewürz bilden, welches hohe Preise hat.

Wie alle Vegetation sind hier in den unteren Bergen die Urwaldpartien auch von einer Leppigkeit, wie ich sie noch nicht gesehen habe.

So arm wie diese Pflanzenwelt an wirklichen Straucharten ist, so reich ist sie an Baumarten. Wohl 150 verschiedene Hölzer mag der Wald aufweisen, die aber nur zum geringen Theile nutzbar sind. Feine Nutzhölzer, wie Ebenholz, Mahagoni, Grenadille, Santelholz, die sich zum Exporte eigneten, scheinen nicht vorhanden zu sein. Verschiedene Bauhölzer, sogar mäßige Tischlerhölzer, vor allem auch recht gute Bretterhölzer sind aber genügend darunter und werden gefällt und an Ort und Stelle mit der Hand zerlegt, denn Stämme können nicht weit fortgeschafft werden, weil alles von Menschen getragen werden muß. Eine viel intensivere Ausbeutung, vor allem die Anwendung von Maschinen, scheint aber vor der Hand unvorthellhaft, weil man nur die einzelnen Stämme herausplündern kann, die weitaus größte Menge aber als unbrauchbar stehen lassen muß. Trotzdem aber freute ich mich, in der Hinsicht manchen praktischen Rathschlag geben zu können, denn alles wird noch in sehr primitiver Weise betrieben.

Die mit Kaffee und Kakao bebauten Flächen von Monte Café betragen ungefähr 840 ha. Welche Ausdehnung dieselben in diesen Bergen und bei den zwischenliegenden Urwäldern haben, mag man sich denken. Das den Besitzern von Monte Café gehörige Terrain ist aber unendlich größer. Es erstreckt sich über das Gebirge hinüber und auf der anderen Seite der Insel bis ans Meer, wo ein sehr langer Strich Küste dazu gehört. Nur die Nordost-Seite und die Südspitze der Insel sind bis jetzt bebaut, weil an den übrigen jeder Verkehr und jede Absatzgelegenheit mangelt. An Kaffee werden auf Monte Café jährlich etwa 300 000 kg gerettet, und die Kakaovernte rechnet man nach drei Jahren auf 180 000 kg zu bringen.

Außerdem befinden sich in 1200 m Höhe und darüber in den Bergen zwei kleine Vorwerke, auf denen Chinirinde gezogen wird. Etwa 70 ha sind jetzt dort bebaut. Die Kultur derselben ist noch nicht lange eingeführt und verspricht, selbst wenn durch vermehrtes Angebot die hohen Preise des Chinins noch mehr fallen sollten, hohe Erträge. Von den vielen Arten gedeiht am besten die sehr gehaltreiche

*Cinchona succirubra*, die im Großen ausschließlich angepflanzt wird. Die Vermehrung geschieht auf ziemlich kunstvolle Weise durch Senkreiser. Die jungen Pflanzen werden im Quadratverbande in gut vorbereitete Löcher

gesetzt. Die erste Rinde von siebenjährigen Stämmen ist in einer benachbarten Pflanzung bereits gewonnen. Ich glaube, daß es möglich sein wird, diese Rindengewinnung ganz ähnlich unserem Eichenschälwaldbetriebe zu gestalten.

## Die Santoninfabrikation in Turkestan.

Ueber die Gewinnung des als Wurmmittel bekannten Santonins in der Stadt Tschimkent enthält ein Vortrag, den Professor Flückiger auf der letzten Naturforscher-Versammlung hielt, und den wir im „Archiv der Pharmacie“ veröffentlicht finden, sehr interessante Mittheilungen.

Die *Artemisia*, in deren Blüthenköpfchen (Wurmsamen, Zittwerbsamen) das Santonin enthalten ist, scheint in sehr großer Verbreitung in den ungeheuren Steppengebieten einheimisch zu sein, welche man nur sehr ungefähr durch den 40. und 50. Breitengrad und den 80. und 65. Meridian östl. L. Greenw. umgrenzen mag. Doch ist sie nicht auf die freie Steppe beschränkt. In ganz ungeheurer Menge wächst sie im Gebiete des Arys, welcher sich etwa unter 68° 20' östl. L. in den Syr-Darja ergießt. Nur wenig südlich von der Mündung liegen die Ruinen der Stadt Dtrar, welche nach den italienischen Handelsbüchern des 14. Jahrhunderts an einer der großen innerasiatischen Handelsstraßen lag, auf welchen die blühenden italienischen Handelsrepubliken den merkwürdigen Verkehr mit dem fernsten Osten betrieben. Damals mag also wahrscheinlich der Wurmsamen schon aus dieser Gegend von den Venezianern, Florentinern und Genuesen geholt worden sein und zwar bildete er bereits einen so bedeutenden Posten, daß er z. B. nicht nur Wurmsamen, *Semi da vermi*, sondern schlechtweg Sämlin, *Semenzina*, *Sementina*, hieß, woraus die Benennung *Semen linæ* im medicinisch-pharmaceutischen Latein entstand.

Die Steppe östlich vom Syr-Darja nähert sich ostwärts allmählich dem Gebirgsrande des Kara Tau, Ala Tau, Talas Tau und wie die Ketten alle heißen, welche in nicht allzu weitem Abstände den Gebirgswinkel bilden, in dessen Oeffnung, an einem Nebenflusse des Arys, die 1865 von den Russen eroberte Stadt Tschimkent (Torsstadt) in 59½° östl. L. und 42° nördl. Br. mit ihren ungefähr 6000 Einwohnern liegt.

In der Gegend von Tschimkent wächst die *Artemisia* in solcher Ueppigkeit, das bisher, hauptsächlich aus diesem Bezirke, alljährlich 1 000 000 bis 1 600 000 kg der abgestreiften Blüthenköpfchen, *Flores linæ*, nach Westen ausgeführt wurden, um auf Santonin verarbeitet zu werden. Gegen diese ausgedehnten Länder Turkestans, welche nun beinahe vollständig von Rußland unterworfen sind, strebt schon längst das centralrussische Eisenbahnetz und hat sich denselben bereits bis auf die verhältnißmäßig geringe Entfernung von ungefähr 10 Breitengraden genähert.

Zur Beförderung der Droge stehen bloß Kameele zur Verfügung; jedes Thier vermag nur ungefähr 300 kg zu bewältigen und die 3000 Werst Entfernung bis Drenburg, der letzten Eisenbahnstation, in 75 bis 90 Tagen zurückzulegen. Es war daher ein wohl gerechtfertigter Plan, nicht ferner 98 Proc. unnützes Rohmaterial nach Europa zu schleppen, um 2 Proc. Santonin zu gewinnen, sondern die Fabrikation dieses Stoffes nach Asien zu verlegen. Nach-

dem bereits in Folge der von Joh. Dieber in Hamburg ausgegangenen Anregung 1883 von H. Mauer u. Co. in Drenburg eine Santoninfabrik angelegt worden war, ging denn auch Ende 1884 die russische Firma Iwanow u. Sawinkow in Taschkent noch einen Schritt weiter, indem sie die Einrichtung einer Santoninfabrik in Tschimkent selbst unternahm. Diese wurde dem Muster der Dieber'schen Fabrik in Hamburg nachgebildet, indem man die Maschinen von den Gebrüdern Burgdorf in Altona ausführen ließ. Herr Ingenieur L. W. Knapp besorgte 1884 die Aufstellung derselben in Tschimkent und leitet nunmehr den Betrieb.

Die Droge erreicht in der zweiten Hälfte Juli und im August ihre Reife, d. h. den höchsten Santonin Gehalt, wie bekannt, unmittelbar vor dem Aufblüthen. Die Kirgisen sammeln dieselbe und liefern sie, bis zu 10 000 kg täglich, meist im September an die Fabrik ab. Hier wird die Waare auf großen Böden aufgespeichert und nach und nach, gewöhnlich 5000 bis 7500 kg im Tage, verarbeitet. Die vielen russischen Feiertage drücken die durchschnittliche Zahl der Arbeitstage im Monat auf 20 herab.

Die schwierige Beschaffung des Brennmaterials wurde vorerst größtentheils dadurch überwunden, daß man zu diesem Zwecke den gesammten Abfall der Wurmsamenpflanze herbeizieht. Auch soll demnächst die Salzsäure, deren man sich zur Abscheidung des Santonins bedient, an Ort und Stelle geliefert werden, wie es bereits in Betreff des Weingeistes der Fall ist. So wird denn diese Fabrik im Stande sein, zunächst ungefähr 600 000 kg Rohmaterial im Jahre zu bewältigen und mindestens 12 000 kg Santonin zu liefern; 9000 kg des letzteren haben schon Hamburg erreicht, nach einer Herrn Professor Flückiger vorgelegten Probe zu urtheilen, in völlig tadelloser Beschaffenheit. Das Haus schätzt den jährlichen Gesamtbedarf der Welt auf 20 000 bis 30 000 kg und wird sehr bald in der Lage sein, denselben vollständig decken zu können.

Der gegenwärtige Preis des Santonins aus Tschimkent, 18 Mark das Kilogramm, in Hamburg genommen, wird es den europäischen Fabriken unmöglich machen, ihre Arbeit fortzusetzen; nur derjenigen in New-York kann dieses noch gelingen, so lange sie durch den unsinnigen Schutz Zoll von sechs Dollars auf das Kilogramm geborgen bleibt.

Es dürfte als eine interessante Thatsache betrachtet werden, daß auch die in Südfrankreich, Korsika, Oberitalien und den Abruzzen einheimische *Artemisia gallica* Willd. Santonin enthält. Man sieht also, wie merkwürdig richtig der Instinkt der alten gallischen, aus Caesar bekannten *Santonos* oder *Santoni* zwischen der Gironde und der unteren Charente an der französischen Westküste gewesen ist. Wie Dioscorides und Plinius berichten, benutzten sie die bei ihnen wachsende *Artemisia* als Wurmmittel. Auch in Turkestan wird der Gebrauch des Wurmsamens vermuthlich uralt sein.

## Retrologe.

— Der Tod D. Ramon Jordana's (vergl. „Globus“ Bd. 48, S. 346) hat sich nicht bestätigt. Derselbe lebt jetzt in Madrid.

— In Hanoi (Tongking) starb gegen Ende des Jahres 1885 der Hauptmann Piétri im Alter von 33 Jahren. Er wurde bekannt durch seine Theilnahme an der Mission Gallieni 1879, mit welcher er alle Strapazen und die lange Gefangenschaft im Dorfe Nango am Niger durchmachte, sowie an der Expedition unter Borgnis-Desbordes, welche zur Besetzung von Bamaku am Niger führte. Später schrieb er „L'histoire de la conquête du Niger“ und „Les Français au Niger“.

— Léon Guiral, welcher im Auftrage des französischen Unterrichtsministers den westafrikanischen Fluß Benito bereiste (s. „Globus“, Bd. 48, S. 143), ist am 25. November 1885 in Gabun den Folgen seiner Anstrengungen erlegen. Er war erst 28 Jahre alt.

— Im Alter von 75 Jahren starb am 29. November 1885 in Kairo der Astronom Mahmud-Pascha el-Falaki, welcher sich durch verschiedene astronomische und topographische Arbeiten über sein Heimathland auch in Europa einen Namen gemacht hat, z. B. durch seine Ausgrabungen und Aufnahmen der Reste des antiken Alexandria und der Mareotis, und seine Karte von Unterägypten (1 : 200 000; 1876 mit arabischer Schrift bei Brockhaus in Leipzig erschienen als erste derartige Originalarbeit). Der Oberägypten umfassende Theil seiner Aufnahmen ist noch Manuskript.

— Am 30. November 1885 starb in Rom der 1805 daselbst geborene Professor Giuseppe Bonzi, welcher seit 1866 an der römischen Universität Geologie lehrte. Auf seinen sorgfältigen Aufnahmen des Tiberbeckens beruhten die ersten geologischen Karten dieses Gebietes.

— Dr. med. Hermann Heinrich Ploß, praktischer Arzt, starb am 11. December 1885 im 67. Lebensjahre in Leipzig. Er ist der Verfasser der ethnologisch wichtigen Werke „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“; „Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt“; „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ (vergl. „Globus“ Bd. 46, S. 318).

— Sir Arthur Phayre, englischer Generallieutenant, geboren 7. Mai 1812 in Shrewsbury, gestorben in Bray bei Dublin 15. December 1885. Er ging bereits im 17. Lebensjahre als Kadet nach Indien; 1852 wurde er als Kapitän mit der Verwaltung der eben annektirten Provinz Pegu betraut, die er 10 Jahre lang mit großer Umsicht und ebenso vielem Erfolge ausübte; 1862 wurde er an die Spitze von ganz Britisch-Burma gestellt und blieb dort bis 1867. Der Aufschwung, welchen das einst blühende und dann so herabgekommene Land unter seiner Verwaltung nahm, ist lediglich sein Verdienst. Britisch-Burma besaß 1863 an Einwohnern 2 491 136, 1881 dagegen 3 736 771 und 1884 schätzungsweise 4 334 000; 1853/54 brachte es 531 792 Pfd. St. an Steuer, 1883/84 2 850 036 und der Handelsumsatz ist von 1 643 131 Pfd. St. im Jahre 1853/54 auf 10 418 097 in 1882/83 ge-

stiegen. 1855, 1862 und 1866 ging Phayre als Gesandter nach der Hauptstadt Barmas; dann kehrte er nach Europa zurück. 1869 bis 1870 bereiste er Vorderindien, die chinesischen Häfen, Japan und Nordamerika; 1874 bis 1878 war er Gouverneur von Mauritius. Das „Journal“ und die „Proceedings der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen“ enthalten zahlreiche Abhandlungen von ihm über Arakan und Britisch-Burma; selbstständige Werke schrieb er über die Münzen und die Geschichte dieser Länder.

— Kapitän Sir Frederick J. D. Evans, 1874 bis 1884 Hydrograph der englischen Marine, geboren 1815, gestorben 20. December 1885. Er trat 1828 in die Marine, wo er sein Hauptverdienst bei Küstenaufnahmen sich erwarb, so 1833 bis 1836 auf dem „Thunder“ am Demarara-Flusse, in Mittelamerika und auf den Bahama-Bänken, 1841 und folgende Jahre auf der „Fly“ in der Torres-Strasse und Nordaustralien, dann in England, 1847 bis 1850 an den Küsten von Neuseeland. Nachdem er sich während des Krimkrieges in der Ostsee ausgezeichnet, leistete er seit 1855 Bedeutendes in der Lehre von den Kompassablenkungen in eisernen Schiffen und arbeitete viel an den Wind- und Strömungskarten der Ozeane, sowie an einer Giskarte der südlichen Hemisphäre mit, welche viel zur Sicherheit der schnellen Schiffsreisen beigetragen haben.

— In St. Petersburg starb unlängst der Orientalist Zacharow, Professor des Mandtschu an der dortigen Universität, der vor etwa drei Jahrzehnten als Missionar nach China ging und später, im Jahre 1860, wegen seiner Kenntniß des Chinesischen und Mandtschu bei der Grenzabsteckung zwischen Rußland und China eine wichtige Rolle spielte. Bei dieser Gelegenheit arbeitete er eine große Karte der Grenzgebiete aus, die aber nur im verkleinerten Maßstabe herausgegeben worden ist. 1875 ließ er ein mandtschu-russisches Wörterbuch erscheinen; ein mandtschu-chinesisch-russisches hatte er vor seinem Tode fast vollendet.

— Arnold von Lasaulx, seit 1880 ordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie in Bonn, geboren zu Castellau, im Kreise Simmern 18. Juli 1839, gestorben am 25. Januar 1886 zu Bonn. Außer zahlreichen petrographischen und mineralogischen Abhandlungen schrieb er über die Erdbeben von Herzogenrath am 22. Oktober 1873 und 24. Juni 1877, „Ueber vulkanische Kraft“; „Aus Irland“; „Sicilien, ein geographisches Charakterbild“; „Der Aetna“, nach Sartorius von Waltershausen's hinterlassenen Manuskripten bearbeitet, vollendet und herausgegeben.

— Eine Depesche aus Zanzipar vom 12. Februar bestätigt die Hinrichtung des Bischofs Hannington (s. oben S. 96). Derselbe wurde mit seinen 50 Begleitern in der Landschaft Usoga (am Nordufer des Victoria Njanza) von einer marodirenden Schaar von Wagandas gefangen genommen, und acht Tage später traf der Befehl des Königs von Uganda ein, alle hinzurichten. Nur vierein seiner Leute gelang es, zu entfliehen; zwei davon waren Augenzeugen der Ermordung und befinden sich jetzt in Zanzipar.

## Kürzere Mittheilungen.

### Die Folgen der russischen Okkupation von Ahal und Merw.

Ueber die Folgen der russischen Okkupation von Ahal und Merw finden wir in H. Moser's „A travers l'Asie Centrale“ einige interessante Angaben. Für die Tekke selbst haben die schönen Zeiten der Alamane (Raubzüge) für immer ein Ende genommen, und das Volk befindet sich im Niedergange. Ein früherer Anführer dieser Raubzüge erklärte dem Reisenden (S. 334): „Wir haben den Chan von Chiwa, den Emir von Buchara und den Schah von Persien bekämpft und sind stets siegreich aus diesen Kämpfen hervorgegangen, und noch heutigen Tages, so sehr wir geschwächt sind, könnten wir Teheran erobern, wenn man uns gewähren ließe. Rußland hat mit seinen Kanonen drei Jahre gebraucht, um uns zu unterwerfen; wir können nicht vergessen, daß es unsere Väter und unsere tapfersten Krieger getödtet hat; aber wir werden ihm ehrenhaft dienen, denn wir achten es als einen tapferen und loyalen Sieger. England aber hat uns 12 Jahre lang zum Kampfe gehetzt, hat alles versprochen und nichts gehalten; wir verabschauen es.“ Die große Zahl der Franen und die Unthätigkeit der Männer hat auf die männliche Bevölkerung einen schlechten Einfluß ausgeübt; Branntwein und Opium, früher unbekannt, fordern schon ihre Opfer, und wenn die russischen Behörden nicht ernstlich dagegen einschreiten, wird in wenigen Jahren die alte turkmenische Ehrenhaftigkeit dahin sein, wird Tekke und Dieb dasselbe bedeuten.

Mit getheilten Gefühlen nimmt die längs der persischen Grenze zu deren Schutze angesiedelte turkische Bevölkerung den neuen Zustand der Dinge auf: der gemeine Mann freut sich, daß der ewige Kriegszustand aufgehört hat und wünscht nichts sehnlicher, als russischer Unterthan zu werden, während die Chane viel von ihrer Bedeutung eingebüßt haben. Früher, wo ihrer der Schah zum Schutze der Grenze bedurfte, waren sie ziemlich unabhängig, lachten der von Teheran kommenden Befehle und zahlten keinen Tribut, weil sie alle ihre Einkünfte zur Erhaltung ihrer Reiterhaaren nöthig zu haben erklärten. Seitdem aber die turkmenischen Räubereien aufgehört haben, hat der Schah auch die Bügel straffer anziehen können, die vorher fast unabhängigen Chane sind zu einfachen Provinz-Gouverneuren geworden und werden von persischen Agenten überwacht. Sie sind also mit der Nachbarschaft des nordischen Eroberers wenig zufrieden (S. 367).

Um so mehr ist es aber die Bevölkerung der Provinz Chorassan. Heute verkehren auf der großen Straße zwischen Mesched und Teheran zahlreiche Karawanen fast ohne Bedeckung; aber noch zu Ende der sechziger Jahre zogen monatlich deren nur zwei des Weges, welche von einer Batterie und einem Bataillon Infanterie begleitet wurden, da zwischen Schahrud und Mesched die Turkmenen häufig Angriffe machten. Hornisten wurden auf die im Vorterrain liegenden Hügel geschickt, um durch ihre Fanfaren die Räuber zu er-

schrecken; wenn aber unglücklicher Weise das keinen Erfolg hatte, so warfen beim Erscheinen eines einzelnen turkmenischen Reiters die braven persischen Soldaten ihre Waffen fort, versteckten sich, platt auf dem Bauche liegend, im Sande und erwarteten ihr Geschick. Darin hat sich seit der Besetzung Ahals durch die Russen viel geändert. Die Bevölkerung hat wieder Muth gefaßt, der Ackerbau breitet sich aus und überall, selbst außerhalb der festen Umwallungen, entstehen neue Häuser. Neue Kanäle werden gebaut, alte, auf deren Spuren man überall stößt, werden gereinigt und in Stand gesetzt, Brachfelder umgebrochen. Früher gab es kein Feld, welches nicht einen kleinen konischen Thurm als Zufluchtsort für seinen Besitzer gehabt hätte. Der Zugang zu demselben war so groß, daß man nur kriechend hinein gelangen konnte, und sobald sich ein Reiter zeigte, verkroch sich der Bauer in demselben. Allmählich verschwinden nun diese Thürme. In Teheran wurde Moser mitgetheilt, daß allein in Chorassan sich die Steuern seitdem um ein Fünftel gehoben haben. Die Beamten aber schimpfen auf das civilisatorische Werk der Russen: als die russische Gesandtschaft in Teheran dem früheren Minister des Auswärtigen die Rückkehr der persischen Sklaven aus der turkmenischen Gefangenschaft anzeigte, stellte sich derselbe höchst erstaunt darüber, da er keinen Befehl seines Schah kannte, der diese Rückgabe gut hieß! (S. 390 ff.) Und welche Beiden brachten die turkmenischen Alamane für die seßhafte Bevölkerung mit sich! Moser konnte Beispiele davon noch kennen lernen, als er am linken, zu Buchara gehörigen, den Turkmenen ausgesetzten Amu-Ufer zwischen Tschardschui und Dihnan entlang zog (S. 206). Das Land war gut angebannt, namentlich mit Baumwolle; aber je weiter er nach Norden kam, desto schmaler wurde der bestellte Streifen. Ohne die beständige Furcht vor turkmenischen Raubzügen könnte dies eines der glücklichsten und reichsten Gebiete der Welt sein. Aber welcher Zustand herrscht hier! Es giebt dort keine Dörfer in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern jeder Bauer hat sein Haus auf seinem Felde errichtet, so daß die Ortschaften weit zerstreut sind und z. B. Dihnan 22 Werst lang ist. Bazar und Festung bilden den Mittelpunkt eines solchen Kischlak. Jedes Haus bildet eine kleine Festung für sich, und die Häuser der Reichen sind sogar mit Thürmen versehen, auf welchen Wachtposten Ausschau halten. Sobald sich ein Alaman zeigt, ertönt das Alarmzeichen, worauf die Bewohner sofort ihre Heerden heimtreiben und die Hofthore schließen; dann machen die Männer ihre langen Luntenspitzen fertig und setzen sich in Verteidigungszustand. Die Turkmenen aber, welche keine Zeit haben, eine regelrechte Belagerung durchzuführen, nehmen nur das fort, was nicht vertheidigt wird. Die zahlreichen kleinen Festungen geben der Landschaft ein sehr merkwürdiges Aussehen.

Wer wird nach obigen Mittheilungen noch ansehen, dem Vordringen der Russen in Turkmenien jedes Verdienst abzusprechen?

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Ueber den schrecklichen Plagegeist Südrußlands, die Wander-Heuschrecke, schreibt Prof. R. Lindeman in Moskau, der seit drei Jahren jeden Sommer die von den Thieren befallenen Provinzen bereist, Folgendes an die Redak-

tion der „Entomologischen Nachrichten“. „Ich habe mich überzeugt, daß die Heuschrecken nicht eigentlich Steppenbewohner sind, sondern vorzüglich und ursprünglich die mit *Arundo donax* (Pfeilrohr), *Scirpus* sp. (Winsen) u. d. d. dicht besetzten niederen Gegenden der Ufer der Flüsse bewohnen, wo ihre eigentliche Heimath ist, von wo aus sie die Steppen befliegen

und heimsuchen. Die Wander-Heuschrecke ist meiner Ansicht nach ein ganz exquisites Sumpftier. Ihre Eier bleiben lebensfähig, selbst wenn die von ihnen besetzte Gegend Monate lang im Frühjahr vom Wasser der Flüsse bedeckt wird. Die Larven im dritten Kleide sind roth gezeichnet, weil diese Färbung in der Sumpflandschaft, in der sie zu Hause sind, nützlich ist. Eine Gruppe rother Heuschreckenlarven, auf Grasspitzen sitzend, macht ganz den Eindruck einer Gruppe rother, ährentragender Scirpus lacustris. Die Ähnlichkeit ist so groß, daß ich selbst zuweilen aus der Ferne nicht gleich entscheiden konnte, ob die rothen Flecken in einem Sumpfe eine Kolonie von Heuschrecken seien oder eine Gruppe genannter Pflanzen."

— Vor zwei Jahren zeigten wir im „Globus“ (Bd. 45, S. 126) die ersten zwei Hefte des Bilderwerkes von Severin Falkmann „I östra Finland“ („Im östlichen Finland.“ Helsingfors) an. Jetzt ist mit zwei weiteren Heften, welche 30 Tafeln enthalten, der erste Band zum Abschlusse gebracht; der Fortgang des verdienstlichen Werkes scheint zu beweisen, daß dasselbe den gewünschten Anklang gefunden hat. Auch die vorliegenden Tafeln bringen zahlreiche Gesichtstypen und Trachten, zum Theil in Farbendruck, und eine Anzahl interessanter Landschaftsbilder, welche eine gute Vorstellung von der charakteristischen, landschaftlichen Schönheit von Ostfinland geben, z. B. von dem Jmatra, dem bedeutendsten Wasserfalle Europas, und dem eine halbe Meile unterhalb desselben befindlichen Ballinkoski, gleichfalls eines Falles des Buoksen. Falkmann faßt seine Objekte mehr vom malerischen als vom ethnographischen Standpunkte auf; aber er versteht es trefflich, überall das Charakteristische herauszufinden. Seine Hefte bieten ein außerordentlich reiches Material an Trachten, Geräthen, Baulichkeiten u. s. w. und leisten auch der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst, indem sie das Gedächtniß einer, wie Falkmann in der Einleitung hervorhebt, sichtbar im Untergehen begriffenen Kultur festhalten. Wir möchten diese Hefte der Theilnahme aller Ethnographen warm empfehlen.

### A s i e n.

— W. Merk, politischer Beamter bei der Afghaniischen Grenz-Kommission, spricht in einem Briefe vom 9. Oktober aus Herat an Prof. A. Bamberg über einen kleinen Stamm, der sich Mogul nennt und, etwa 500 Familien stark, in der Nähe von Herat lebt. Diese Moguls oder richtiger Mongolen sind nach Angabe alter Schriftsteller Reste der Armee Dschengis-Chans, welche Mongolisch sprachen. Als Bamberg selbst in Herat war, wurde ihm erzählt, daß sie Kohlenbrenner seien und in einem Thale nordöstlich von Herat wohnten. Aber bisher war es keinem Europäer geglückt, diese Leute persönlich kennen zu lernen. Mr. Merk hat nun an Bamberg ein Wörterverzeichnis dieser Moguls gesandt, aus welchem hervorgeht, daß sie zum Stamme der Chalka, dem ersten des ganzen Mongolenvolkes, gehören. Es ist wunderbar, wie dieser kleine Bruchtheil länger als sechs Jahrhunderte hindurch sich unter den umwohnenden anderen Völkern hat erhalten können, zumal wenn man bedenkt, daß die Masse der Hezaren, welche physisch ganz zu den Mongolen gehören, seit lange schon ihre Sprache aufgegeben haben und ausschließlich Persisch sprechen.

— General J. T. Walker, der frühere General-Aufnehmer von Indien, weist in der Februar-Nummer der Proceedings R. G. S. nach, daß der höchste bisher gemessene Berg auf Erden (29 002 Fuß), welcher 1856 von Oberst Waugh den Namen Mont Everest empfing, nicht den einheimischen Namen Gaurisankar führt, wie Hermann von Schlagintweit irrthümlich behauptet hat. Der einheimische Name des Mont (nicht Mount) Everest, wenn ein solcher überhaupt existirt, ist bis heutigen Tages nicht ermittelt, und somit muß dem Berge bis auf Weiteres der Name Mont Everest verbleiben. Der Berg, welchen Schlagintweit fälsch-

lich für den Everest hielt, ist vielmehr der 27 799 Fuß hohe, südöstlich vom Everest gelegene Makalu gewesen, während er von seinem Standpunkte bei Katmandu aus den Everest gar nicht hat sehen können.

— Gegen Ende 1885 ist mit dem Erscheinen der Tafeln 13 bis 26 die erste Abtheilung des F. von Richthofen'schen „Atlas von China“ (Berlin, D. Reimer), welche das nördliche China umfaßt, vollendet worden; die neuen Tafeln, jede in doppelter Ausführung, orographisch und geologisch, umfassen einen breiten Streifen, der im Norden mit der mongolischen Hochebene am Angult-nor beginnt und sich nach Südwesten bis in die Provinz Sz-tschwan hinzieht. Es liegt damit die Hälfte jenes hochwichtigen Kartenwerkes vor, welches unstreitig das vornehmste und großartigste aller augenblicklich im Privatverlage erscheinenden genannt werden muß.

### A f r i k a.

— Im Jahre 1884 unternahm W. Montagu Kerr eine Reise von der Kapstadt durch das Katabele- und Maschonaland zum Zambezi und von da nach dem Njassa-See, auf welcher er manche bisher unbekannte Strecken durchzog und aufgenommen hat. Aus dem Vortrage, welchen er darüber der R. Geogr. Soc. in London gehalten hat (Proceed. February 1886), und der sich daran schließenden Diskussion erhellt zunächst, daß das jüngst von England annektirte Betschuanenland auf ihn keinen günstigen Eindruck gemacht hat; es ist kein Gebiet für Einwanderer, besitzt keine perennirenden Flüsse und wird sich auch schwer durch Reservoirs und Nieselanlagen verbessern und bewässern lassen. Nach seinen Erfahrungen, die ja auch von anderen Seiten bestätigt werden, wird das nördliche Betschuanenland, sowie die Gebiete am Njassa-See und Schire von Jahr zu Jahr trockener. Jäger, welche seit Jahren jene Länder kennen, müssen jetzt in trockenen Strombetten nach Wasser graben, wo sie es früher schöpfen konnten. Der Njassa-See steht jetzt um mehrere Fuß niedriger als 1859, wo ihn Livingstone entdeckte; ebenso nimmt der Schire und der von ihm durchflossene Pamelombe-See jährlich an Wassermenge ab. Aber ob wir es hier mit einer andauernden oder nur vorübergehenden Erscheinung zu thun haben, ist erst noch zu entscheiden. — Des Weiteren ist zu erwähnen, daß die Missionsstation Livingstonia am Kap Maclear (Süden des Njassa-Sees) vorläufig aufgegeben ist, und zwar wegen ihrer ungeschulden Lage. Den ganzen Tag über glüht während der heißen Jahreszeit die Sonne auf die nackten Felsen ringsum und Nachts strahlen dieselben die Hitze wieder aus, so daß die Missionare erst gegen Morgen etwas Schlaf finden konnten und verschiedene erkrankten und dem Fieber erlagen. Man hat deshalb die Station nach Bandawe, etwa in der Mitte der Westküste des Sees gelegen, verlegt, hofft aber, sie wenigstens während der kühlen Jahreszeit wieder mit Missionaren besetzen zu können. — Ein nicht minder trauriges Bild bietet die portugiesische Stadt Tete, Hauptstadt einer Provinz, welche unweit westlich von Senna beginnt und bis acht Tage-reisen westlich von Zumbo, dem obersten portugiesischen Posten am Zambezi, sich erstreckt. Als Livingstone das im Jahre 1740 gegründete Tete passirte, war es eine lebhafte Stadt; unter ihrer handeltreibenden Bevölkerung, welche die Straßen erfüllte und von den Schwarzen Eisenbein, Gold und Sklaven eintauschte, befanden sich viele Europäer, zumeist Portugiesen. Jetzt herrscht dort Schweigen und Einsamkeit; zu beiden Seiten sieht man die zerfallenden Ruinen von Häusern, die einst von reichen Kaufleuten bewohnt wurden, und vielfach wuchern Indigo und andere Bäume auf früher bebauten Plätzen. Es leben dort etwa noch 30 Europäer und trauern über die verschwundenen guten Zeiten. Der Elefant hat sich weit ins Innere zurückgezogen, und wenn auch alljährlich Tausende von Jägern mit Steinlochgewehren und Speeren Tete verlassen, so bringen sie doch nur wenig Eisenbein nach

Hause, und ihre Ausbeute vermindert sich von Jahr zu Jahr. Die alte Kirche ist eingestürzt, und heute müssen die Jesuiten für ihre kleine Herde in einer elenden Hütte Gottesdienst abhalten. Die Hitze ist in Tete ungemein drückend, namentlich während der Regenzeit, und das Fieber besonders beim Wechsel der Jahreszeit am schlimmsten.

— Die Regierung des Congo-Staates läßt angeblich an verschiedenen Stellen des großen Stromes Aufnahmen machen; so arbeitet Lieutenant Massari an dem rechten Congo-Ufer zwischen den Mündungen der Flüsse Lima und Ubangi. Eine topographische Abtheilung unter Lieutenant Junghers hat Banana vollständig aufgenommen und arbeitet nun an der Strecke Banana-Boma resp. Boma-Bivi. Der Schwede Hakanson hat eine Karte des Gebietes zwischen Mvinda (oberhalb Bivi) und der Station Ifangila entworfen.

— Frankreich hat sich bekanntlich im Friedensvertrage mit den Howas auf Madagaskar die Umgegend der Bai von Diego Suarez abtreten lassen und zwar auf 1½ Meilen Entfernung nach Süden und Westen und auf vier Meilen nach Nordosten. Die Bai, von den Eingeborenen Antomboka genannt, schneidet etwas südlich von der Nordspitze Madagaskars tief und mit vielen Verzweigungen in deren Ostküste ein; sie soll eine schöne Rhede enthalten und für den Fall einer Unterbrechung des Verkehrs auf dem Suezkanale eine wichtige strategische Lage besitzen.

#### Inseln des Stillen Oceans.

— Die Neu-Guinea-Kompagnie hat unter Leitung des Astronomen Dr. Karl Schrader eine auf zwei Jahre Dauer berechnete Expedition nach Kaiser-Wilhelm-Land abgehen lassen. Den Leiter, welcher früher der deutschen Polarstation auf Süd-Georgien vorstand und zuletzt Assistent der Hamburger Sternwarte war, begleiten Dr. Hollrung als Botaniker und Dr. Schneider als Geologe. Sie gehen über Queensland nach dem Finsch-Hafen, wo sie ihre Träger anwerben werden, deren Stamm die bereits im vorigen Sommer nach Neu-Guinea beförderten Malayen aus Soerabaja bilden sollen. Auch die Errichtung meteorologischer Stationen ist geplant.

— Die französischen Besitzungen im Stillen Ozeane umfassen nach einem Berichte des Marineministers an den Präsidenten der Republik (d. d. 28. December 1885) die Gesellschaftsinseln, deren größte Tahiti mit der Hauptstadt Papeete ist, die Niedrigen oder Tnamotu-Inseln, den Tubuai-Archipel, Rapa, die Marquesas- und Gambier-Inseln. Sie haben zusammen eine Bevölkerung von etwa 25000 Einwohnern und ihr Budget für 1885 balancirt mit 1038240 Franken. Rapa, die Marquesas- und Gambier-Inseln waren direkt annektirt worden, so daß ihre Bewohner französische Unterthanen wurden; die anderen Inselgruppen dagegen, welche das Reich Pomares bildeten, wurden 1842 nur unter französischem Schutz gestellt und erst 1880 zu Kolonien erklärt. Damals trat an die Stelle des Kommandanten, welcher Frankreich am Hofe Pomares vertrat, ein Gouverneur, welchem ein Direktor des Inneren, ein Chef des Gerichtswesens und ein Verwaltungsrath zur Seite standen. Letzterer beriet das Budget und schrieb die Steuern und Zölle aus. Jetzt haben die Einwohner jener Archipels um Errichtung eines Generalraths (conseil général) und um eine regelrecht von der Regierung des Mutterlandes eingesetzte Verwaltung gebeten, und diesem Wunsche soll entsprochen werden, so daß in Zukunft die französischen Kolonien Ozeaniens sich derselben

liberalen Einrichtungen erfreuen werden, wie die anderen überseeischen Besitzungen.

#### Nordamerika.

— Die Historical Society zu Winnipeg hat der Kanadischen Regierung vorgeschlagen, die bedeutenden alten Mounds, welche in neuerer Zeit im Nordwesten gefunden worden sind, wissenschaftlich untersuchen zu lassen, ein Vorschlag, der durch die Presse des Landes mit Sympathie aufgenommen worden ist. Bei dieser Gelegenheit wurde darauf hingewiesen, daß diese „Mounds“ bald unter dem Pfluge der Farmer verschwunden sein werden, und daß, wenn dieser Fall einmal eintritt, man das beste Mittel verliert, um die Frage über die Herkunft der Mound-Builders zu entscheiden.

— Anfangs Februar hat der Senat der Vereinigten Staaten ein Gesetz angenommen, welches das jetzige Territorium Dakota unter dem 46. Breitengrade in zwei Hälften theilt, deren südliche unter dem alten Namen als 39. Staat in die Union aufgenommen werden, während die nördliche ein neues Territorium Lincoln bilden soll. Die Bill geht nun an das Repräsentantenhaus, wo ihr voransichtlich Seitens der Demokraten Opposition gemacht werden wird.

— Die Nordamerikaner gehen jetzt ernstlich daran, die großen Quantitäten von Alkalien nutzbar zu machen, welche die Seen der westlichen Gebirgsbecken enthalten. Aus den Sodaseen von Wadsworth in Nevada gehen schon bedeutende Quantitäten Soda nach San Francisco. Auch Mono Lake und Owens Lake sind durch Eisenbahnen aufgeschlossen; der erstere allein enthält nach einer ungefähren Vermessung über 200 Millionen Tonnen Salze (Chlorkalium, Chloratrium, kohlensaures und schwefelsaures Natron). Die Chlorkaliumseen im südlichen Oregon werden noch von keiner Eisenbahn berührt; sie enthalten circa 26 Tausendstel Salze, davon fünf Siebentel Chlorkali, und dabei ist Albert Lake allein 15 Miles lang und fünf breit. Der große Salzsee in Utah enthält beinahe 150 Tausendstel feste Salze und kann unendliche Mengen von Kochsalz und schwefelsaures Natron liefern; letzteres läßt sich im Winter sehr bequem gewinnen, da es sich ausscheidet, sobald die Luft über dem See sich stark abkühlt; der See beginnt dann sich zu trüben und bei zunehmender Kälte — man hat schon — 20° F. — 25° R. am See beobachtet — werden Tausende von Tonnen Salz ans Ufer geworfen. Ist einmal die Mormonenherrschaft beseitigt, so wird man auch diesen Schatz nicht mehr lange unbenutzt lassen.

#### Südamerika.

— Die Thonar'sche Expedition nach dem Pilcomayo (siehe oben S. 96) ist schon beendet. Nach Berichten vom Anfang December folgte sie dem rechten argentinischen Ufer des Flusses, hatte mehrere Zusammenstöße mit feindlichen Indianern und setzte, nachdem sie 80 Leguas zu Lande zurückgelegt hatte, ihre Reise auf selbstgezimmernten Booten fort. Anfangs December wurden die „Bañados“ unweit der bolivianischen Grenze erreicht, wo sich der Fluß in zahlreiche Arme theilt und Sümpfe bildet; dieses Gebiet hat Thonar aufgenommen, ebenso wie die schon früher von ihm besuchten Stromschnellen (s. Abbildung „Globus“ Bd. 48, S. 53), welche nach seiner Ansicht für die Schifffahrt kein Hinderniß bieten.

**Inhalt:** G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. VIII. (Mit fünf Abbildungen.) — de Dobbeleer: Die Samoeden. I. — A. Freiherr von Hammerstein: Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete. I. — Die Santoninfabrikation in Turkestan. — Nekrologe. — Kürzere Mittheilungen: Die Folgen der russischen Okkupation von Ahal und Merw. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 10. Februar 1886.)